

Personal-Nachrichten.

Deutsch-Ostafrika.

Dr. Stuhlmann wird mit dem am 22. d. Ms. von Neapel abgehenden Reichspostdampfer seine Ausreise nach Deutsch-Ostafrika antreten, um im Auftrage des Kaiserlichen Gouvernements daselbst kartographische Aufnahmen der Küstenländer des Schutzgebietes vorzunehmen.

Der königliche Regierungsbaumeister Klingholz wird am 22. November d. Js. von Neapel seine Ausreise nach Deutsch-Ostafrika antreten, um die Vertretung für den beurlaubten Gouvernementsbaumeister Wislow zu übernehmen.

Der Zollamtsassistent 2. Klasse beim Kaiserlichen Gouvernement von Deutsch-Ostafrika Trapp wird mit dem am 8. November von Hamburg abgehenden Reichspostdampfer „Bundesrath“ die Ausreise nach Deutsch-Ostafrika antreten.

Kamerun.

Zum Vertreter des erkrankten Sekretärs und Vorgesetzten der Postagentur von Kamerun Seyger ist der Postsekretär Hieberstein aus Leipzig bestimmt worden. Der genannte Beamte hat seine Ausreise am 10. November von Hamburg aus angetreten.

Nachrichten aus den deutschen Schutzgebieten.

Deutsch-Ostafrika.

Einem Berichte des Lieutenants d. R. Meyer über seine Expedition nach Kavirondo entnehmen wir Folgendes:

Die Ausfühungskommission des deutschen Antislavereikomites hatte mir seiner Zeit die Anlage bezw. Verwaltung einer Station in Kavirondo übertragen. Die inzwischen hier völlig veränderten Verhältnisse, sowie eine schwere Krankheit, von der ich befallen, hatten die Ausführung dieses Auftrages indes zunächst unmöglich gemacht. Um jedoch bis zur Ankunft des Herrn Kompagnieführers Langheld, der als mein Nachfolger designirt war, wenigstens die vorbereitenden Schritte gethan zu haben, beschloß ich trotz der großen Regenzeit, die erst zur Hälfte zu Ende, zunächst durch eine größere Melanoszirkungsfahrt längs der deutschen Ostküste des Sees mich über die dortigen Verhältnisse zu orientiren, die einzelnen Stämme auf die Stationsanlage vorzubereiten und eventuell einen für die Station geeigneten Platz auszusuchen. Ich besprach diese meine Ansicht mit dem Kaiserlichen Kompagnieführer Herrn Lieutenant Herrmann und hatte derselbe gegen den Plan nichts einzuwenden.

Zu den Wochen vom 18. April bis zum 20. Mai habe ich diese meine Absicht ausgeführt. Ich habe dabei sämtliche Landshafen der Ostküste besucht und in jeder wenigstens einmal Lager gemacht. Der nördlichste von mir erreichte Punkt ist das Nordufer der sogenannten Kavirondobucht. Auf dem Rückmarsche habe ich von der Weichbucht aus, nachdem die Expedition bis dort zur See erfolgt war, den Landweg gewählt und bin um den Baumangolf herum nach Uterewe zurückgekehrt. Begleitet hat

mich auf der Expedition Herr Lieutenant Schloifer bis zu der genannten Bucht, von wo aus derselbe mit den Booten direkt zurückkehrte. Der Gesundheitszustand war infolge des fast fortwährenden Regens ein sehr unginflig. Bei den Schwarzen brach zuletzt Dysenterie aus, was wohl auch durch den Mangel an vegetabilischer Nahrung befördert worden ist.

Zwei Leute starben an Dysenterie, zwei wurden im Gefecht erschlagen.

Ueber die Resultate der Expedition erlaube ich mir Folgendes zu berichten.

Der landschaftliche Charakter der deutschen Ostküste des Sees ist ein im Allgemeinen gleichförmiger. Es ist ein welliges, meist kahles Hügel land, das nur durch die ganz Ostafrika eigenthümlichen Felskügel einige Abwechslung erhält; nur im Süden erhebt sich das stattliche Majetagebirge, dessen steile Gipfel nach Stanley bis zu 7000 Fuß emporragen.

Die Ufer sind der Schifffahrt nicht sehr günstig, obgleich das Wasser fast überall bis nahe heran tief bleibt. Vorgelegerte Klippen, an denen die Wellen durch den fast fortwährenden Wind zur Brandung emporgewirbelt werden, verhindern oft auf stundenlange Entfernungen das Anlaufen der Boote. Andererseits sind den Flußmündungen meist weite und durchdringliche Schiffselder vorgelegt. Die Flüsse enthalten auch hier nur während und in den ersten Monaten nach der Regenzeit Wasser, nur sollen der Warda und der Ngori stets Wasser führen.

Die Bewohner des Küstenlandes zerfallen in drei durch Sprache und Sitten geschiedene Stämme, nämlich im Süden die Bewohner von Majita, in der Mitte die Waruri, im Norden die Wagala.

Die Wamajita sind mir, nachdem sie sich anfangs scheu und zurückhaltend benommen, später als ein harmloses friedliches Ackerbauvolk erschienen, das mit der Kultur noch sehr wenig in Berührung gekommen. Die Männer gehen meist nackt, die Weiber in Felle gekleidet. Ihre Webstoffe scheinen sehr gering zu sein, da ich von den sonst bei allen Negern beliebten Schmuckgegenständen aus Perlen und Draht nur sehr wenig bemerkte und meist ein einfacher fingerbreiter Grassring deren Stelle vertrat. Das Land scheint, soweit es der Boden zulässt, reich angebaut. Selbst der mit Geröll bedeckte schmale Küstenstreich zwischen dem Gebirge und dem See zeigte die Spuren eifriger Bearbeitung. Mauern aufgeschichteter Feldsteine, die von den Aekern aufgeflehen, durchziehen hier die Felder, und üppige Matamahelme drängen sich zwischen den Steinen hervor. Von Feldfrüchten wird vor Allem Mwele gebaut, eine geringere Art Hirse, die im Kolben wächst. Leider ist das Mwelewehl weniger schmackhaft und bei Weitem unbedeutlicher als das eigentliche Matamahel. Dasselbe gilt von einer zweiten, ebenfalls hier angebauten Hirseart, Ulesi genannt. Es wird nur etwa 1 Meter hoch, während die Mwelehelme über 4 Meter hoch emporragen. Ulesi wächst in Rippen, die zu drei bis sechs an einem Halme sitzen. Von Matama habe ich nur die sehr minderwertige rote Art bemerkt. Auch hier herrscht die Sitte, zwischen das Getreide Gurken, Melonen und auch Bohnen zu säen. Mutongo und Biagi sind nur wenig angebaut.

Auch bei den Waruri und Wagoia habe ich keine anderen Feldfrüchte wie die oben angeführten gefunden. Bananen, auf der West- und Nordseite des Sees das Hauptnahrungsmittel und auch in Usukuma und Ukerewe stark angebaut, fehlen hier fast gänzlich. Nur innerhalb der Dörfer habe ich ab und zu vereinzelte Stauden gefunden. Auch Reis, Mais und den eigentlichen weißen Matama habe ich vergeblich gesucht.

Politisch zerfallen die Wamajita in eine Menge voneinander unabhängiger Häuptlingschaften; es sollen im Ganzen zwanzig sein. Natürlich liegen dieselben untereinander meist in Föder, doch scheint derselbe hier bei dem un kriegerischen Geist der Bewohner wenigstens selten in offenen Krieg auszubrechen.

Verhältnismäßig den größten Einfluss im Lande hat der Sultan Mfaga von Bossi, mit dem ich auf dem Rückmarsche Gesandte austauschte.

Die Bewohner des Haupttheils des von mir besuchten Küstenstriches, von Majita nördlich bis fast hinauf zum Mgorisfluß, werden von Fremden mit dem gemeinamen Namen „Waruri“ genannt; selbst nennen sich so indes nur die Einwohner der beiden südlichsten Landschaften. Die Waruri werden durch kein gemeinsames politisches Band zusammengehalten; sie zerfallen vielmehr in voneinander unabhängige Häuptlingschaften, nämlich von Süden nach Norden zählend: das Land Msumboß, das Land Kulinga (die Bewohner nennen sich selbst Waruri), ferner

Zrieni; Uthiti, dessen Bewohner sich Wafara nennen; Schirati, dessen Bewohner sich Wakiffera nennen, und Mohuru. Die Sprache der nördlichen Stämme ist von der des südlichen Theiles nur dialektisch verschieden. Alle diese Stämme liegen in fast ununterbrochener Fehde miteinander und zwar so, daß jeder Stamm mit seinen beiden Nachbarn befeindet und den nächstfolgenden wieder befreundet ist. Die vier nördlichen Stämme sind mehr oder weniger von den Wagoia abhängig und haben, wie es in Afrika oft geschieht, viel von den Sitten ihrer Unterdrücker, namentlich deren Kriegsschmuck, Waffen und Gefechtsweise angenommen. Nur die von Msumboß und Kulinga beherrschten beiden südlichen Landschaften haben noch ihre Selbständigkeit bewahrt und können als eigentliche Repräsentanten des Waruritypus dienen. Die Waruri sind große, kräftige Gestalten, die in ihrem Aeußern an Wagoio und Massai erinnern. Sie scheinen jedoch, falls sie mit den genannten Stämmen früher ein Volk gebildet, degenerirt zu sein; denn man findet nichts von dem kriegerischen Stolz jener Völker. Die Waruri erschienen mir vielmehr als ein ziemlich entervtes, charakterloses Volk, das sich weder durch Intelligenz noch durch Fleiß auszeichnet. Viel mag dazu die ewige Uneinigkeit und die Unsicherheit der Verhältnisse beigetragen haben, die auch die auffallend geringe Stufe, auf der der Ackerbau hier steht, erklären. Auf meiner ganzen Expedition, mit Ausnahme meines Aufenthaltes in Majita und bei den Wagoia im Norden, habe ich Mangel an vegetabilischer Nahrung gehabt und wurde mir theils die Antwort auf meine bezügliche Frage, der Feind habe das Getreide geraubt, oder auch, sie bauten nur für ihren eigenen Bedarf, da solche Räubereien stets zu befürchten seien. Ueberall habe ich weite Strecken des besten Landes unangebaut gefunden, nur in unmittelbarer Nähe der stets stark besetzten Dörfer, die entweder auf unzugänglichen Felshöhlen oder in das hohe Uferthilf des Sees hineingebaut zu werden pflegen, ist das Land gut angebaut. Auch die Herden sind nur klein, obgleich das Vieh sonst besonders schön und stattlich ist.

Die Kleidung der Waruri besteht fast ausschließlich aus Fellen, die Männer tragen meist nur ein Ziegenfell, das weniger zur Bedeckung der Wästen wie zur Unterlage beim Sitzen zu dienen scheint. Die Weiber tragen ein Gewand aus gegerbten Fellen, das vom Gürtel bis zu den Knöcheln herunterreicht.

Die Bewaffnung besteht aus einem länglich ovalen Schild aus Antilopenfell, der meist roth bemalt ist, Bogen und Pfeile, die mit Pflanzengüß stark getränkt sind, und einem Speer zum Werfen und Stoßen. Für Letzteren habe ich keine charakteristische Form gefunden, was wohl damit zusammenhängt, daß es hier kein Eisen giebt und die fertigen Speere meist käuflich erworben werden.

Als beste Speerfabrikanten und überhaupt Eisenarbeiter gelten am See die Einwohner von Mueci,

und die dort gebräuchliche Speerform habe ich auch hier häufig gefunden.

Als Schmuck, also auch als Tauschartikel, werden hier außer Zeug besonders große, grüne, flache Perlen und Eisendraht gern genommen.

Bzüglich der Nationalität der Baruri bemerke ich noch, daß ihre Sprache von der in Ufuma und Ukerewe gesprochenen grundverschieden ist, dagegen mit der Massai- und Wagaia Sprache einige Ähnlichkeit haben soll.

Der dritte für unseren Theil der Küste in Betracht kommende Volksstamm sind die Wagaia, deren Hauptmacht allerdings noch im englischen Gebiet, in Kavirondo liegt.

Seit etwa einem Menschenalter sind die Wagaia in langsamem Vordringen nach Süden begriffen. Der nördlichste Theil unseres Gebietes, die auf beiden Seiten des Vori gelegene Landschaft Wugu, hat eine reine Wagaiabevölkerung; außerdem befinden sich in Schiraiti, Uthiri und Frieni Wagaianiederlassungen, die Staaten im Staat bilden und die eigentliche Bevölkerung allmählich unterjochen, soweit sich ihnen diese nicht assimiliren, ihre Sitten und Gewohnheiten annehmen, und sich mit ihnen schließlich verschmelzen. Außer diesen Zügen zum Zweck fester Niederlassungen unternehmen die Wagaia seit langen Jahren Raub- und Plünderungszüge in die südlichen Gebiete, und haben sie es verstanden, eine derartige Furcht zu verbreiten, daß Niemand ihnen zu widerstehen wagt. Die sämmtlichen der Küste vorgelagerten Inseln, bis auf eine, Trigwa, sind durch sie allmählich entvölkert. Die Männer sind ermordet, Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt. Nicht minder gefährdet sind ihre Raubzüge auf dem Festlande. Die Landschaft Uthiri ist jetzt fast entvölkert, der von den Wagaia übrig gelassene Rest der Bevölkerung ist fast ganz nach Süden, in Katingas Reich, ausgewandert. — Die letzte Auswanderung kann erst vor Kurzem stattgefunden haben. Auf den Feldern stand noch das Getreide, und die verlassenem, auf schier unzugänglichen Felsgipfeln gebauten Hütten waren in gutem Zustand. — Häufig bedienen sich auch unklugerweise die Baruri dieser fahrenden Räuberschaaren als Söldner in ihren ewigen kleinen Fehden untereinander; die Kaiserliche Station Muanza hat seinerzeit durch eine kleine Abtheilung Sudanesen den Sultan Kulingas gegen diese Räuber zu schützen versucht. Dies ist auch durch die Tapferkeit der Sudanesen vorübergehend gelungen, doch mußte bei der großen Entfernung und der geringen Truppenzahl diese Abtheilung später zurückgezogen werden, und war die Lage Kulingas jetzt schlimmer als zuvor. Noch wenige Tage bevor ich zu Kulinga kam, war eine Räuberbande von nur zehn Wagaia am hellen Tage ins Land eingebrochen, hatte die Männer erschlagen, Weiber und Kinder von der Feldarbeit mit sich fortgeschleppt. Die waffenfähige Bevölkerung der ziemlich stark bevölkerten Landschaft war nicht im Stande gewesen, den Räubern ihre Beute zu entreißen, und zogen sich diese in ihre

auf der Grenze zwischen Kulingas und Rufumbos Reich gelegene, für Eingeborene uneinnehmbare Felsenburg zurück. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn nicht von außen Hilfe kommt, in wenig Jahren die Ostküste in die Hände der Wagaia gerathen wird. Schon haben die Wagaia-Söldner, die von den Bewohnern Frienis gegen ihren südlichen Nachbar Kulinga zu Hilfe gerufen, sich faktisch zu Herren des Landes gemacht, und vergeblich suchen die Wairieni die Geister, die sie riefen, wieder los zu werden. Selbständig geblieben sind nur noch die Gebiete Kulingas und Rufumbos, doch leider herrscht zwischen beiden schon lange Jahre heftige Fehde.

Die das Land vernichtenden und später selbst okkupirenden Räuberschaaren der Wagaia kommen übrigens nicht aus den im deutschen Theil liegenden Wagaiastaaten. Dieselben sollen vielmehr weiter nördlich aus dem englischen Gebiete, namentlich aus Gochi, stammen. Die Bewohner des zu beiden Seiten des Vori liegenden Wagaiastaates Mbugu oder Umeni (wohl die frühere Mburivoezeichnung) haben auf mich den Eindruck eines tropigen, kriegerischen Stammes gemacht, der einer Unterwerfung zähen Widerstand entgegensetzen würde und sich zu Leistungen, wie Stellung von Arbeitern und Zahlung von Abgaben, wohl freiwillig nie verlesen würde. Bei ihrer Liebe zum Schmuck und der unverhältnißmäßig hohen Stufe von Intelligenz, auf der sie stehen, dürfte jedoch die Anbahnung eines friedlichen Handelsverkehrs mit denselben nicht zu schwierig sein.

Die Männer zeichnen sich durch eine hohe, schlanke Gestalt und regelmäßige, häufig hübsche Gesichtszüge aus. Die Weiber sind auffallend klein und zierlich gebaut. Sie gelten als hübsch. Bekleidet ist das männliche Geschlecht mit Ziegenfellen, das weibliche gar nicht. Es ist dies der einzige mir bekannte Fall, wo die Weiber vollständig nackt gehen. Der Kriegsschmuck der Männer macht einen außerordentlich wilden und martialischen Eindruck. Den Kopf bedeckt ein riesiger Busch schwarzer Hafnensfedern oder eine 1 1/2 Fuß hohe Feltmütze, die an die Värenmütze der alten Napoleonischen Garde erinnert. Ueber den Nacken hängt ein dicker Wulst Fahnenfedern bis zu den Weinen herab. Uebers Gesicht sind von Ohr zu Ohr weiße Perlenketten gezogen. Die Sitzen umspannt ein dünner Lederriemen, an dem alle möglichen Amulets, Zähne, Perlen, Holzstückchen, Federn, Schellen u. s. w. befestigt sind. Von den Ohren ragen weit nach vorn große Wildschweinzähne oder Hörner, durch deren Spitzen auch wieder Federn gesteckt sind. Den Hals schmücken zahlreiche Perlenketten oder mit Karminisfeln besetzte Lederreifen. An Armen und Weinen werden Spangen von blankem Eisen, seltener Kupfer oder Messing, getragen. Ein wirklicher Schmuck auch nach unseren Begriffen sind die an den Unterarmen getragenen riesigen Manschetten aus spiralförmig gerolltem dicken Eisendraht.

Die Waffen bestehen aus Schild und Speer; Hogen und Pfeile habe ich nicht gesehen. Der runde Schild ist aus dickem Antilopenfell gearbeitet, über meterhoch und ebenso breit, dabei in der Mitte umgebogen, so daß er drei Seiten des Körpers zugleich schützen kann. Die Speere sind die längsten, die ich je gesehen, über 3 Meter lang, sie haben keinen Schuß. Die Form des Eisens erinnert theils an die bei den Massai, theils an die bei den Watusi gebräuchliche Form. Beim Angriff wird der Speer weit vorn gefaßt und im letzten Augenblick geworfen, jedoch so, daß er durch die hohle Hand hindurchgleitet bis zum Ende, wo er schnell wieder gefaßt und nach kurzem Nachstoß zurückgeschneit wird, so daß er in seine ursprüngliche Lage zurückfliegt.

Das Land fand ich bei den Wagaia, die selbst keinem Angriff ausgesetzt sind, verhältnißmäßig gut angebaut, auch war das Rindvieh zahlreicher als bei den Waruri.

Wenn ich mich jetzt nach oberflächlicher Darstellung der Verhältnisse zur Hauptaufgabe, die ich meiner Expedition gestellt hatte, wende, ob nämlich die Anlage einer Station an der Ostküste ratsam sei, so wird es keinem Zweifel unterliegen, daß eine Station einerseits dem Lande selbst, andererseits dem deutschen Handel nutzbringend sein würde. Dem Lande würde endlich der Friede gegeben werden können, den es mehr als irgend ein mir bekanntes Land nötig hat. Andererseits würde es wohl möglich sein, von der Station aus Handelsbeziehungen mit Usjoga und dem im englischen Gebiet liegenden Kabirondo, von welchen beiden Ländern das Eisenbein jetzt meist nach Mombassa herunterkommt, anzuknüpfen. Auch im Hinterland unserer Küste ist noch Eisenbein, und sollen Elefanten am Maron und Mgori keine Seltenheit sein.

Mit diesem Nutzen, den die Station bringen würde, scheint mir indeß vorläufig bei den beschränkten Geldmitteln in keinem Verhältniß zu stehen, was die Errichtung und erste Erhaltung der Station kosten würde.

Die Station, die natürlich nur in der Nähe der englischen Grenze, also im Wagaialande, einen Zweck haben würde, müßte bei dem kriegerischen Sinn der Bevölkerung, Wagaia und im Hinterlande Massai, eine unverhältnißmäßig große Besatzung haben, so daß wenigstens stets 40 bis 50 Mann außerhalb verwendet werden können. Die Verpflegung der Besatzung würde große Schwierigkeiten machen, da namentlich Vegetabilien, die doch schließlich die Hauptnahrung des Neger bilden, in keiner Weise genügend vorhanden; und selbst das Vorhandene würde, wenigstens einer Sudanese- oder Suahelitruppe, schlecht behagen. Es müßte also fast der ganze Proviant aus Usutuma oder Uterewe herangeschafft werden. Des Ferneren endlich würden sich die Wagaia wohl kaum zur Arbeitsleistung beim Stationsbau bereit finden lassen, sich auch wenig dazu eignen; es müßte

also die Station mit von außen herbeigeführten Arbeitern errichtet werden.

Aus den angeführten Gründen kann ich der Errichtung einer Station unter den jetzigen Verhältnissen nicht das Wort reden. Falls dieselbe jedoch trotzdem gebaut werden sollte, so würde ich als geeigneten Platz dafür die Nordfüße der sogenannten Kavironobai vorschlagen, die nach den neuesten Karten südlich des 1. Grades, also noch im deutschen Gebiete liegt. Der südliche Theil der Bucht erscheint mir viel weniger günstig. Das Ufer ist hier auf der ganzen Strecke steinig, ober es sind ihm Schiffsfelder vorgelagert, in denen das Wasser stagnirt; dabei liegen die nächsten Hügel immer noch so weit zurück, daß, wenn man auf ihnen die Station errichten wollte, die Wasserfrage eine schwierige sein würde. Am nördlichen Ufer dagegen treten die Berge dicht an das Wasser heran, das hier völlig frei von Schiff und Schlamme ist; man kann also hier hohe Lage der Station mit Nähe des Wassers verbinden.

Die Expedition ist im Allgemeinen friedlich verlaufen; nur nöthigte mich das feindliche Verhalten der Unterthanen des Sultans Rufumbo, der gerade mit Kalinga im Krieg lag, von den Waffen Gebrauch zu machen. Es kam zu einem ziemlich harmlosen Scharmügel, an welchem auch eine Schar von Wagaiairäubern, die sich an der Grenze zwischen den beiden Gebieten in einem Fesseneist festgesetzt hatten, theilnahmen. Im Anschluß hieran habe ich dies Raubnest, von dem aus weit und breit Furcht und Schrecken unter der Bevölkerung verbreitet, die Männer getödtet, Weiber und Kinder als Sklaven geraubt worden waren, aufgehoben. Die Räuber, die uns mit ungläublicher Tollkühnheit, nur mit Schild und Speer bewaffnet, auf offenem Felde angriffen, wurden nach verzweifelter Gegenwehr fast vollständig aufgerieben, die Lebten jagten die Waruri zum Lande hinaus. Das Gerücht hiervon mag dazu beigetragen haben, daß es mir später auch bei den Wagaia, die sonst noch keine Expedition unangefochten gelassen haben, gelungen ist, friedliche Verhandlungen anzuknüpfen. Ich habe die Sultane der von mir besuchten Landschaften fast sämmtlich persönlich gesprochen und sie auf das Unsinvolle des fortwährenden Kriegsführens untereinander aufmerksam gemacht. Einige, vor Allen Kalinga, sowie der Sultan von Utsiri und Mohuru, würden die Anlage einer Station mit Freuden begrüßen. Auch die Wagaia von Bugu zeigten sich schließlich friedlicher, als ich erwartet hatte, wenn sie auch die Anlage einer Station in ihrem Gebiete freiwillig nie zugeben würden. Auf meinem Rückmarsche hat auch Rufumbo versichert, daß er ein Freund der Deutschen werden und Frieden mit seinen Nachbarn halten wolle. Was allerdings auf alle solche Versicherungen der Neger zu geben ist, ist ja bekannt, immerhin ist es möglich, daß die Waruri wenigstens eingesehen haben, daß sie gegen den gemeinamen Feind, die Wagaia, zusammenhalten müssen.

Wenn ich nach dem oben Gesagten zur Anlage einer Handelsstation als zu kostspielig vorläufig nicht raten kann, so würde es andererseits doch in unserem Interesse liegen, durch häufiger unternommene Expeditionen in diese Gebiete dem Umwesen der Wagonarüber zu steuern und einen friedlichen Zustand herzustellen.

Ich glaube, daß das Letztere möglich ist, auch wenn sich keine Station im Lande selbst befindet.

Ueber Anbau und Verwertung des Zuckerröhres am unteren Pangani

wird aus Ostafrika Nachstehendes berichtet:

Wenn man den Panganifluß im Nuderboot mit einsetzender Fluth hinauffährt und dabei eine Fahrt von etwa 5 Seemeilen über den Grund macht ($3\frac{1}{2}$ Meilen für das Kubern und $1\frac{1}{2}$ Meilen hierbei für den Strom gerechnet), so passiert man eine Stunde lang niedrige, dem Seewasser noch ausgelegte Ufer, die mit dichten Mangrovegebüsch bestanden sind. Dann kommen mit den näher herontretenden Hügelzügen Striche bebauten oder bebaubaren Landes (Buschiris Schamba u.) und nach einer weiteren halben Stunde ertledt man die erste Zuckerröhrlantage beim Orte Kollof. Von hier aus reihen sich dann die Zuckerröhrlantagen auf beiden Seiten des Stromes mit wenigen Unterbrechungen eine an die andere bis zum Orte Chogwe, 5 Stunden oder 25 Seemeilen oder $6\frac{1}{4}$ deutsche Meilen etwa oberhalb Pangani. Das Zuckerröhrl steht nur in nächster Nähe des Ufers auf einem durchschnittlich 200 Meter breiten Streifen Landes, der dem Hochwasser (hier Süßwasser) des Flusses zugänglich ist. Man kann demnach sagen: Das bis jetzt mit Zuckerröhrl bebaut Land nimmt ein Areal ein von $200 \times 2 \times 16 \times 1850$ Quadratmeter, wenn man die Entfernung von Kollof bis Chogwe gleich 18 Seemeilen, 2 Seemeilen für Unterbrechungen durch Gehöfte, Gärten, Hügelrücken u. und eine Seemeile gleich 1850 Meter annimmt. Die Multiplikation ergibt dann 11 840 000 Quadratmeter oder 1184 Hektare.

Diese 1184 Hektare gehören etwa 90 verschiedenen Leuten, meist Arabern, von denen zwei: der Sultan von Sansibar und der Araber Saib Hamed, je zwei Zuckerröhlmöhlen und 26 Andere je eine Mühle besitzen, so daß wir zusammen 30 Mühlen auf der Strecke von Kollof bis Chogwe zählen, zwölf von diesen liegen auf der linken — der Pangani- — Uferseite, achtzehn auf der rechten — der Wuenti- — Uferseite. Jede dieser Mühlen — aus drei Walzen bestehend, vermitteltst Zahnradübertragung von 5 bis 6 Eiern oder 15 bis 18 farbigen Arbeitern getrieben, in einem Fall von einer kleinen Dampfmaschine — kann täglich drei Kessel voll abgekochten Zuckerröhrlsaftes (Syrup, Afali) liefern.

In diesen Zuckermöhlen läuft das Rohr zwischen schweren eisernen Walzen zwei- bis dreimal durch. Das Rohr kränzelt in eine hölzerne Rinne, welche es in eine Grube oder Kessel führt.

Aus den Kesseln wird der Saft, nachdem während des Kochens der Schaum und damit die größeren Unreinigkeiten abgeschöpft worden sind, direkt in Blechbüchsen gefüllt und so nach Pangani und weiter versandt. Jeder Kessel füllt fünf solcher Büchsen à 51 lbs.; jede Mühle liefert also täglich $3 \times 5 \times 51 = 765$ lbs. und alle 30 Mühlen $30 \times 765 = 22950$ lbs. Afali täglich. Der Geschäftsgang auf den Zuckerröhrlplantagen ist nun aber folgender: Einen Tag in der Woche wird Zuckerröhrl geschnitten, zwei Tage wird Brennholz geschnitten, zwei Tage arbeitet die Mühle und zwei Tage haben die farbigen Arbeiter für ihre eigene Arbeit resp. Ruhe. Die Mühlen liefern demnach bei bestem Betriebe wöchentlich $2 \times 22950 = 45000$ oder rund 46900 lbs. Im Laufe des Jahres arbeiten nun die Mühlen höchstens 40 Wochen und zwar in den Monaten September, Oktober, Februar, März mehr als in den anderen Monaten, die mehr zur Bodenarbeit benutzt werden. Wir erhalten somit von den 30 Mühlen einen Jahresertrag von 40×46000 oder 1 840 000 lbs. Afali.

Diese Zahl würde für sich allein wenig verlässlich sein, wenn sie nicht annähernd bestätigt würde durch das statistische Material des Hauptzollamts Pangani. Nach diesem betrug die Ausfuhr an Afali und Melasse im Jahre 1891 im Ganzen 1 956 482 lbs., nämlich

im Januar .	28 331 lbs.
„ Februar .	76 203 „
„ März .	283 740 „
„ April .	225 413 „
„ Mai .	59 951 „
„ Juni .	100 000 „
„ Juli .	112 812 „
„ August .	165 267 „
„ September	349 430 „
„ Oktober .	355 335 „
„ November	100 000 „
„ Dezember	100 000 „
<hr/>	
Summe	1 956 482 lbs.

Die Monate Juni, November und Dezember sind hier nur angemerkt angegeben, da das statistische Material darüber fehlt. Die Monate Januar und Februar erscheinen mit sehr niedrigen Zahlen, doch hatte dies eine nur für das Jahr 1891 geltende Ursache: die Uebernahme der Verwaltung durch das Reich im Januar 1891, der damit beginnende Hohl auf Importe und deshalb die abwartende Stellung der Händler. Im Jahre 1893 betrug die Ausfuhr an Afali und Melasse im Januar 244 266 lbs. und im Februar 245 396 lbs.

Man wird nicht weit fehl gehen, wenn man bei dem jetzigen Betriebe die Produktion der 30 Mühlen

resp. das Erntergebniß aus den zur Zeit mit Zuckerrohr gepflanzten Feldern auf rund 2 Millionen lbs. jährlich an Kaffee schätzt, was einer Rohmenge von etwa 842 Millionen lbs. oder 160 000 Centner Rohr entsprechen würde.

Zweifellos würde bei einem intensiveren Betriebe, als er zur Zeit von den Arabern gehandhabt wird, sich der Rohgewinn auf das Doppelte und Dreifache steigern lassen.

Einen großen Theil der Ländereien, die sich vorzüglich zum Zuckerrohrbau eignen würden, lassen die Araber aus Indolenz oder aus Mangel an Betriebskapital brach liegen. Sodann pflanzen und ernten die Araber das Zuckerrohr das ganze Jahr hindurch. Nachdem das Zuckerrohr gepflanzt ist, wird die erste Ernte nach 12 bis 14 Monaten geschnitten, darauf bleibt das einmal gepflanzte Rohr 10 Jahre stehen, bringt also 10 Ernten. Viel günstigere Verhältnisse würden sich ergeben, wenn mit dem Pflanzen beim Beginn der großen Regenzeit im März angefangen würde. Diese Methode hätte außerdem noch den Vorzug, daß dann auch höher gelegene Ländereien mit Zuckerrohr bebaut werden könnten, da man nicht von dem Wasser des Flusses abhängig wäre, und das Zuckerrohr auch auf hochgelegenen und trockenem Boden gedeiht.

Die Qualität des Rohres muß eine gute sein, da selbst bei den primitiven Mühlen, die zur Zeit das Rohr bearbeiten, 100 Centner Rohr 17,5 Centner Zuckermasse (Mali) ergeben.

Der augenblickliche Marktpreis in Bangani ist für 75 lbs. Mali 1 R. 4 A. 2 B. Derselbe ist aber auch schon auf 2 R. gestiegen. Der Preis für Melasse ist für 35 lbs. 1 und 1/2 R.

Der größere Theil des Kaffee geht vor der Hand nach der Somaliküste, wo derselbe unraffiniert verbraucht wird, ebenso ein kleiner Theil nach den Plätzen der deutsch-ostafrikanischen Küste, während die Melasse zur Raffinerie nach Cutch und Bombay geht, um dann als reiner Zucker wieder nach Sansibar eingeführt zu werden.

Kamerun.

Ueber die Landschaft Lunganí im Schutzgebiete Kamerun.

Der stellvertretende Gouverneur Kanzler Leist hat im Juni d. Js. eine Dienstreise nach der etwa fünf Stunden vom Ufer des Dibamba gelegenen Landschaft Lunganí unternommen und dabei Gebiete betreten, in welche ein Weißer bisher noch nicht gekommen war. Als Grund dafür, daß der Dibamba trotz seiner Größe und leichten Erreichbarkeit erst spät bekannt wurde, wird die zwischen den Duallas und Lunganí seit Alters bestehende Feindschaft angegeben, welche erst vor etwa zwei Jahren, vor

Allem durch das Verdienst des farbigen Gouvernements-Dolmetschers Metom in ein freundschaftliches Handelsverhältnis übergegangen ist. Kanzler Leist schildert seinen Zug folgendermaßen:

„Ich hatte am 10. Juni 6 1/2 Uhr vormittags den vor den Dibambafällen vor Anker gegangenen, „Soden“ verlassen und mich mit dem Bienenmacher Zimmermann, dem Dolmetscher David Metom und zehn Polizeifolken auf den Weg gemacht. Da viele Gewässer zu durchwaten waren, so kamen wir erst um 11 1/2 Uhr in dem ersten Lunganídorf Adofodjoh an, dessen Häuptling Bualafinga uns freundlich die Hand schüttelte und Mimbo (gegorenen Palmwein) anbot. Es stellte sich jedoch heraus, daß er unter dem Häuptling Buale von Kora stand, und wir marschirten deshalb weiter und gelangten, nachdem wir noch viele Eingeborenenörter passiert hatten, nach Kora. Die Landschaft Lunganí theilt sich in verschiedene kleinere Landschaften, von denen eine den Namen Bujumba führt. Das Oberhaupt von Bujumba ist der Häuptling Buale von Kora, welcher mir seine Freude darüber ausdrückte, endlich einmal einen Weißen zu sehen, noch dazu den „Governor“; indessen meinte er, Geister seien die Weißen doch, wenigstens nicht von einer Frau geboren. Ich beehrte den Buale, daß sein Land unter der Oberhoheit seiner Majestät des Kaisers von Deutschland stehe, dessen Vertreter der Gouverneur in Kamerun sei. Des Letzteren Aufgabe sei es, überall Ruhe und Ordnung zu stiften und geschehenes Unrecht zu sühnen. Der Gouverneur erkenne die im Lande sesshaften Häuptlinge an, wenn diese ihm sich unterwürfen und insbesondere ihm befüßlich seien bei der Bestrafung von Uebeltätern aus ihrem Bezirk.

Nachdem der Häuptling Gehorsam gelobt hatte, wurde ihm eine Häuptlingsurkunde ausgethanigt. Zugleich empfing er unter Abgabe dreier Gewehrhalben eine schwarz-weiß-rote Flagge. Zur Bestätigung des Aktes wurden in üblicher Weise Geschenke getauscht.

Was seine Entwicklungsfähigkeit anbetrifft, so ist das Land sehr reich an Gummi, Eisenstein und Oel. Fortwährend begegneten wir auf unserm etwa zehnstündigen Marsche Negern, welche diese Schätze von Lunganí nach den Dibamba-Niederlassungen der Duallas brachten, welche hier ohne jede Konkurrenz der Weißen arbeiten. Häuptling Akuba macht dort seinen Haupthandel.“

Kanzler Leist hält die Gegend am Dibamba für günstig zur Anlage von europäischen Faktoreien. Die Eingeborenen sind zwar mißtrauisch gegen die Weißen, welche sie nie oder nur höchst selten zu Gesicht bekommen hatten, zumal die Duallas es lieben, ihnen mit den Weißen und besonders dem Gouverneur zu drohen. Allein bei näherem Verkehr wird das Mißtrauen bald schwinden, wie der ohne Schwierigkeiten zu Stande gekommene Vertrag mit Buale zeigt.